**Zeitschrift:** Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

**Band:** 5 (1897)

**Heft:** 18

**Artikel:** Zur christlichen Kulturgeschichte

**Autor:** Langen, J.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-403379

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# ZUR
# CHRISTLICHEN KULTURGESCHICHTE.

## I.

Bei der christlichen Kirche haben wir es wie bei ihrem göttlichen Stifter mit einem göttlichen und einem menschlichen Elemente zu thun. Das göttliche ist wie das Wesen der Gottheit überhaupt nur ahnungsvoll zu erfassen. Die menschliche Seite der Kirche und ihrer Entfaltung in der Geschichte erscheint dagegen nicht bloss sichtbar bis zu einem gewissen Grade, sondern bleibt auch den Gesetzen alles Irdischen unterworfen. Kein Auge hat es gesehen, und kein Ohr gehört, was Gott mit den menschlichen Dingen will. Je mehr jemand gedacht und gelernt hat — das aus den Büchern Gelernte bildet nur das gröbste und niedrigste Material — desto besser versteht er den Ausruf Pauli (Röm. XI, 33): „O der Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte, und wie unaufspürbar seine Wege! Denn wer hat die Beschlüsse des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ In die göttlichen Gedanken bei der Weltregierung und speciell der Leitung der Kirche einzudringen, wäre also vergeblich und selbst vermessen. Aber der geschichtlichen Entwicklung der christlichen Religion, dem innern Zusammenhang der Ereignisse, die sie betreffen, den Licht- und Schattenseiten ihrer Gestaltungen, den Förderungen und Hindernissen, denen sie auf Erden begegnete, den Einwirkungen, die sie in der Welt ausübte und empfing, allem diesem kann man nachspüren, weil es menschlich und irdisch ist.

Die Anfänge der Kirche waren unscheinbar. Was sich unter dem verachteten Judenvolke in Galiläa und in Jerusalem

um das Jahr 30 unserer Ära abspielte, blieb der grossen Welt unbekannt. Ein kleiner Aufruhr, meist unter der armen, ungebildeten Landbevölkerung am See Genesareth, welche mit ihrer social-politischen Lage unzufrieden, sehnsüchtig auf den Messias harrte, wurde in weiteren Kreisen nicht beachtet. Unruhen waren damals in Palästina sehr gewöhnlich. An jedem Osterfeste pflegte der römische Prokurator von Cäsarea zur jüdischen Hauptstadt zu kommen und die Besatzung der Burg Antonia zu verdoppeln, weil er bei dem Zusammenströmen des Volkes in Jerusalem leicht Aufstände zu befürchten hatte. Wie der grössere, sehr unbeständige Anhang, den Christus fand, so gehörten auch seine stetigen Nachfolger, die Apostel, dem niederen, ungebildeten Volke an. Er selbst, der Sohn einer Werkstätte, war schon bei der Geburt von den Kämpfen und Unbilden der Armut umgeben. Dem eigenen Verhältnis zur Welt entsprechend, waren seiner Lehre die gewöhnlichen Begriffe von gering und vornehm, arm und reich, völlig fremd. Wie er die, welche ihm folgten in der Erfüllung des göttlichen Willens, für seine Mutter, Brüder und Schwestern erklärte, an die Stelle der Blutsverwandtschaft die des Geistes setzte, so galten ihm bloss die für vornehm und reich, welche durch die unvergänglichen Schätze des Geistes sich Plätze im Himmel sicherten, und derjenige als der grösste, der am meisten diente. Weil eben die Religion, die er verkündete und lebendig in sich selbst zur Darstellung brachte, den schärfsten Gegensatz bildete zu allem, was in der Welt zu gelten und zu herrschen pflegt, musste sein Ende ein Ende sein in Schrecken und Schmach. Doch gerade hierin war auch ihr rascher Fortschritt und ihr Erfolg begründet, so weit sie einen solchen in der Welt, die noch immer „im Argen liegt“, erzielte. Das Erhabene, Ungewöhnliche, ja absurd Scheinende übt am meisten auf ausserordentliche, bedeutende Menschen einen Zauber aus, dem sie sich nicht zu entziehen vermögen.

Auch in der apostolischen Zeit blieb das im Stillen freilich wachsende Senfkörnlein des Evangeliums noch ziemlich unbeachtet. Nur von den Aposteln Petrus, Johannes und den beiden Jakoben bringt der erste Teil der Apostelgeschichte dürftige Nachrichten. Von den übrigen Aposteln aus der Zeit Christi wissen wir nichts, da wir spätere Legenden nicht in Betracht ziehen dürfen. Sie scheinen neben den zunächst in

Palästina wirkenden Sendboten allzu wenig Erfolg gehabt zu haben, als dass geschichtliche Erinnerungen an sie sich hätten erhalten können. Der Mangel natürlicher, gelehrter Bildung vermochte durch übernatürliche Geistesgaben nicht in der Weise ersetzt zu werden, dass die griechisch-römische Welt sich bald von der Göttlichkeit der neuen Religion hätte überzeugen lassen. Das verarmte und verzweifelnde Judenland blieb zuvörderst der Schauplatz apostolischer Thätigkeit. Zumal in Samarien fand dieselbe einen ergiebigen Boden, weil die Samariter, dem Monotheismus ergeben und selbst eine reinere Gottes- und Messiaslehre pflegend als die Juden, andererseits von deren Christushass frei, zur Annahme des Christentums aufs günstigste vorbereitet waren. Der verzweifelten socialen Lage des Landes kam die unter den Christen allgemein herrschende Erwartung des Weltendes, der baldigen Wiederkunft des Messias zum Gerichte über das sündhafte Heidentum anziehend und tröstend entgegen. Die Armen und Ungebildeten waren es darum besonders, denen „das Evangelium gepredigt“ wurde, während die Vornehmen unter Verachtung des veralteten Judentums ein neues Leben römischen Glanzes und hellenischer Bildung erhofften.

Ein frisches, fremdartiges Element trat in die Verkündigung des Evangeliums mit dem Apostel Paulus ein. Er hatte Christus im Leben nie gesehen. Auch den Aposteln von Jerusalem war er unbekannt, sofern sie nicht von dem jungen Pharisäer gehört hatten, der sich von dem Synedrium eine Legitimation hatte geben lassen, die Christen in Damaskus aufzuspüren und vor das jüdische Gericht zu ziehen. Nach seiner auf gewöhnliche Weise nicht zu erklärenden Bekehrung gesellte er sich eigenmächtig, ohne menschliche Beauftragung, bloss auf seine Visionen und seine Wirksamkeit sich berufend, erst später durch Handauflegung amtlich unter die Apostel aufgenommen, den Verkündigern des Evangeliums zu. Es dauerte nicht lange, so durfte er sich rühmen, mehr für das Evangelium gearbeitet zu haben, als die andern Apostel zusammen. In der That: Petrus, Johannes, Jakobus mühten sich in dem herabgekommenen Judenlande ab, unter Christen, welche durch Gütergemeinschaft, durch die von Paulus in der Heidenwelt gesammelten Almosen unterhalten wurden, und deren Streit um Unterstützungen die Einsetzung des Diakonates herbeiführte; die andern Apostel

waren verschollen. Aber Paulus zog wie ein Triumphator des neuen Geistes fast durch das ganze römische Reich, christliche Gemeinden zu gründen und mit der „Kraft Gottes“ die „Weisheit dieser Welt“ zu überwinden. Freilich gelang es auch ihm selten, hervorragende Männer und Frauen, Reiche und Vornehme zu gewinnen. Er selbst bezeugt es, dass nur wenige aus den sog. bessern und gebildeten Kreisen zu den Gläubigen zählten, und dass das Kreuz den Heiden eine Thorheit sei. Aber sein ganzes Auftreten, äusserlich zwar unscheinbar, verbunden mit der hinreissenden Beredsamkeit seiner Briefe, musste auch bei manchem blasierten Kulturmenschen ernste Erwägungen erzeugen. Nur denke man ihn sich nicht als scharfen Dialektiker, der den griechischen Schulen mit Argumenten und Syllogismen entgegengetreten wäre. Nicht Redekünste waren es, auf die er sich stützte, sondern „Beweise des Geistes und der Kraft“, d. h. Wunder, Visionen und Offenbarungen, die er mit der Begeisterung eines Gottesgesandten verkündete. Als ein Organ der Gottheit wollte er erscheinen, sich selbst seiner menschlichen Unzulänglichkeit bewusst. Durchaus mystisch gestimmt, ein Mann des Glaubens, immerfort lebend im Bewusstsein der jenseitigen Welt bis zur Verzückung und körperlichen Ohnmacht, stiftete er keine neue Philosophenschule, sondern predigte er eine neue Religion. Neu war diese Religion insofern, als er dem Grundgedanken von der Erlösung, den auch die Evangelien enthalten, eine neue theologische Wendung gab, und deshalb war er berechtigt, von „seinem Evangelium“ zu sprechen. Das irdische Leben Christi, an dem er selbst keinen Teil gehabt, übergeht er mit Stillschweigen. Nur der Kreuzestod und die Auferstehung als die grossen Erlösungsthatsachen, und im Zusammenhang damit die Stiftung der Eucharistie erregen sein Interesse. Die christliche Theologie ist es, die er begründete, weniger nach der metaphysischen als nach der anthropologischen Seite. Nicht der auf Erden wandelnde, Wunder verrichtende, Sittensprüche und Parabeln vortragende Christus bildet den Mittelpunkt seines Denkens, sondern der verklärte, ihm in Visionen erscheinende, und, wie er vermutete, bald in Herrlichkeit zum Gerichte herabkommende Christus. Sein „Evangelium“ aber, wie er es am vollständigsten im Römerbrief entwickelte, bestand in der einfachen Lehre, dass die ganze Menschheit durch die Sünde Adams der

Verdamnis anheimgefallen sei, und dass es für Juden und Heiden kein anderes Heilmittel gebe, als die völlige Hingabe (πίστις) an den die Erlösung bewirkenden neuen Stammvater unseres Geschlechtes, dass die Rechtfertigung vor Gott, d. i. die absolute moralische Tadellosigkeit nicht durch eigenes Thun, auch nicht etwa durch die dem schwachen Menschen unmögliche Befolgung des mosaischen Gesetzes, sondern nur durch die um Christi willen verzeihende, Gerechtigkeit spendende Gnade Gottes zu erreichen sei.

Mit diesem Prinzip durchbrach Paulus die Schranken des Judentums, wurde zum Völkerapostel und zum Begründer der Juden und Heiden umfassenden einheitlichen Kirche der Welt. Es muss als eine der grossartigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit betrachtet werden, dass die sich so feindlich gegenüberstehenden Elemente, Juden und Heiden zu Einer religiösen Gemeinschaft sich verbinden liessen. Ohne tiefgreifende Änderung, ohne unerwartete Selbstüberwindung auf beiden Seiten wäre dies natürlich unmöglich gewesen. Man vergegenwärtige sich nur den aus dem Alten Testament bekannten, durch das Vordringen hellenischer Bildung und der römischen Macht bis zum Fanatismus gesteigerten Hass der Juden gegen das Heidentum, das odium generis humani, wie Tacitus es nennt, und anderseits die tiefe Verachtung, in welcher sie wegen dieses Hasses, wegen ihrer ganzen Weltanschauung und ihrer „abergläubischen, lächerlichen“ Ceremonien bei ihren Zeitgenossen standen. Sofort lässt sich begreifen, dass hier jede Annäherung unmöglich schien. Und zwar lag der tiefste Grund des gegenseitigen Abscheues gerade auf dem religiösen Gebiete. Diesen also zu überwinden, war die erste Vorbedingung für die Stiftung einer universellen Kirche. Dass die Überwindung keine augenblickliche und vollkommene sein konnte, leuchtet ein. Die Apostel von Jerusalem selbst waren auch nach dem Pfingstfeste noch zu sehr von den Gewohnheiten ihres Lebens beeinflusst, als dass sie sich in den grossen Gedanken des paulinischen „Evangeliums“ hätten finden können. Sie beobachteten immer noch das mosaische Gesetz, sie nahmen am Opferdienst des jüdischen Tempels teil. Sogar Petrus bedurfte einer besondern Vision, ehe er es wagte, Heiden in die christliche Kirche aufzunehmen, und die Verletzung jüdischer Sitte in heidenchristlichem Kreise veranlasste ihn noch später

in Antiochien zu einem Verhalten den Judenchristen gegenüber, welches der anwesende Paulus geradezu als einen Abfall vom „Evangelium“ gebrandmarkt hat. Die Judenchristen in Palästina dürfen wir uns nur als Juden vorstellen, welche an Christus als den Messias glaubten, der nun bald zum Gerichte wiederkommen werde, sich taufen liessen, die Eucharistie empfingen, aber im übrigen die väterlichen Überlieferungen aufzugeben nicht gesonnen waren. Den Heiden war die ganze Religions- und Weltanschauung der Juden nicht bloss fremd, sondern in tiefster Seele verhasst. Sie fassten das Christentum als reine Gottes- und Sittenlehre, als Hingabe an Christus als den Erlöser der Menschheit von Sünde und innerem Elend und trafen äusserlich mit den Judenchristen bloss zusammen in der Annahme der Taufe, dem Empfang der Eucharistie und was sonst das Gemeindeleben ausmachte. Von tiefgehenden Kämpfen zwischen ihnen und den Judenchristen legen die neutestamentlichen Schriften, besonders die Apostelgeschichte und die Briefe an die Römer und die Galater deutlich Zeugnis ab. Den Organismus der Offenbarung, den er selbst in seiner Missionsthätigkeit verwirklichte, hat Paulus auch in dieser Hinsicht tiefsinnig geschildert. Überall begann er mit seiner Predigt in den Synagogen, und dort meist abgewiesen, wandte er sich an die Heiden. Er begründete dies Verfahren damit, dass auch die letzte und höchste Offenbarung in Christus in erster Linie für das Volk der Offenbarung, die Juden bestimmt sei, und dann erst für die Heiden. Sinnig vergleicht er beide Teile mit dem zahmen und dem wilden Ölbaum. Dass ersterer Früchte bringt, ist natürlich, aber letzterer bedarf erst einer Einpfropfung auf jenen, um an seiner Fruchtbarkeit teil zu nehmen. Das heisst: auf dem Boden des Alten Testamentes erwächst das Neue, die Juden brauchen ihrer frühern Offenbarung nur die letzte in dem Messias erschienene hinzuzufügen, und den vorbereitenden alten Bund durch den vollendenden neuen zu ersetzen, so befinden sie sich im Besitze des Heiles. Die Heiden dagegen müssen ihr Heidentum völlig aufgeben, auf den Boden der Offenbarung übertreten und so das Judentum in seiner Vollendung sich zu eigen machen. Den Juden war also die Annahme des Christentums etwas Normales, den Heiden etwas Unnatürliches. Angesichts der Thatsache, dass die Christengemeinden meist sich aus Heiden

bildeten, giebt Paulus sich grosse Mühe, aus der Offenbarungsgeschichte zu zeigen, dass oft das Unnatürliche und Unerwartete sich verwirklicht habe, dass so auch jetzt die Heidenwelt nach dem Ratschlusse Gottes vor dem auserwählten Volke den Vorzug habe bei der Berufung zum Reiche Gottes. Aber er hegt die feste Überzeugung, dass später auch das Judenvolk dem Rufe folgen werde, und dann erst das Reich Gottes in seinem vollen Glanze erscheine.

Mit dieser Theorie begnügte sich aber der gewöhnliche Judenchrist nicht. Wie er selbst den Alten Bund durch den Neuen nicht ersetzt, sondern nur ergänzt wissen wollte, so verlangte er auch vom Heiden den völligen Übertritt zum Judentum, ehe er denselben als ebenbürtiges Glied der christlichen Kirche anerkannte. Die Streitfrage über diesen Punkt drohte die Gemeinschaft zu sprengen, und da war es Paulus wieder, der auf der Versammlung der Apostel zu Jerusalem sein „Evangelium“ rettete, mit Hülfe des Petrus die Freiheit der Heidenchristen von dem mosaischen Gesetze zum Prinzip erhob und nur zugab, dass, um die Judenchristen zu versöhnen, die Heidenchristen nach den Regeln der jüdischen Proselyten leben sollten. Diese Auskunft war ausserordentlich weise, weil durch dieselbe der judenchristlichen Forderung, dass die Heidenchristen zum Judentum übertreten müssten, einigermassen Genüge geschah, und anderseits den Heidenchristen nichts anders abverlangt wurde, als die Beobachtung des natürlichen Sittengesetzes: Enthaltung von Götzendienst, Unzucht u. s. w. Nur Ein Verbot gehörte nach jüdischer Auffassung zu jenem aus der vormosaischen, noachischen Periode stammenden Gesetze, welches eine richtigere Denkweise nicht mehr gelten lässt, die Enthaltung vom Essen des Tierblutes. Dieses war in der Idee begründet, dass in dem Blute die Seele sich befinde, welche durch Essen in den Menschen übergehe. Mit jenem Verbote zahlte also das Apostelkonzil einer jüdischen Zeitanschauung seinen Tribut, welche später unter veränderten Zeitverhältnissen der Occident fallen liess, während die Orientalen bis heute mechanisch an dem Verbote festhalten. Auf diese Weise blieben, freilich nicht ohne beständige Reibungen, Juden- und Heidenchristen verbunden, bis durch die Zerstörung des Tempels (70) und die völlige Vernichtung Jerusalems und des jüdischen Staates (135) die Frage

aus der Geschichte verschwand. Die von ihrer jüdischen Vergangenheit niedergehaltenen Christen schieden in judaisierenden Sekten aus der allgemeinen Kirche aus, welche in dieser Beziehung nun einen völlig einheitlichen Charakter erhielt.

Nennt auch Paulus die ängstlich an den mosaischen Satzungen festhaltenden Judenchristen die „Schwachen im Glauben“ und rühmt er den naturgemäss dieser Gefahr entrückten Heidenchristen eine bessere Erkenntnis seines Evangeliums nach, so warnt er diese doch, sich nicht zu überheben. Selbst den ihn verfolgenden Juden stellt er das Zeugnis aus, dass sie „Eifer für Gott“ besässen, nur keinen erleuchteten. Und so war es in der That. Im allgemeinen besassen Juden und Judenchristen trotz ihrer mangelhaften Einsicht mehr religiösen Sinn als die frühern Heiden. Von Jugend auf an strenge Gesetzesbeobachtung gewöhnt, zehrten die „Gläubigen“ unter ihnen, welche die Pharisäerpartei bildeten, immer noch an dem frommen Erbe ihrer Väter. Der Apostel Jakobus, der erste Bischof von Jerusalem, der Metropole der damaligen Gemeinden, wurde wegen seiner Askese und Frömmigkeit auch von den Juden wie ein Heiliger verehrt. Den Heiden, an heidnisches Leben gewöhnt, wurde es schwerer, die Sittenstrenge zu befolgen, welche die christliche Lehre von ihnen verlangte. Aus Sündern, wie die Juden sie nannten, sollten sie sich in „Heilige“ verwandeln, wie die Apostel die Gläubigen zu nennen liebten. Hier zeigte es sich deutlich, dass sie auf einen andern, ihnen nicht naturgemässen Boden zu überpflanzen waren, dass sie Gewohnheiten abzulegen, einen ihnen fremden Sinn sich anzueignen, ein neues Leben zu beginnen hatten. Die neutestamentlichen Briefe legen deutliches Zeugnis davon ab, dass die „ersten Christen“ noch lange nicht lauter „Heilige“ waren, sondern oft zu dem schärfsten Tadel, sogar zu den strengsten Massregeln Veranlassung boten. Es ist bekannt, wie sogar in der Muttergemeinde Jerusalem Judenchristen den Apostel Petrus zu betrügen suchten, wie in dem an Judenchristen gerichteten Jakobusbrief die Verachtung der Armen den Reichen gegenüber gerügt wird, welche gegen die moralische Grundlehre der christlichen Religion verstiess. Eitelkeit und Ehrgeiz schien oft unter den Judenchristen die Liebe zu verdrängen und Streitigkeiten zu erzeugen. Ganz anders aber noch sah es unter den Heidenchristen aus. In dem lasterhaften Korinth hielten

sich auch die Christen nicht frei von den gröbsten Ausschreitungen. Einen Blutschänder schloss Paulus selbst von der Gemeinde aus, er tadelt die Christen, dass sie ihre Streitigkeiten vor die heidnischen Gerichte brächten, dass sie, die Einheit verletzend, in Parteien auseinander gingen, und rügt die frevelhaftesten Missbräuche selbst bei der Feier der Eucharistie. Die Armen liessen sie hungern bei den „Liebesmahlen", und die Wohlhabenden übernähmen sich an Speise und Trank, und feierten in solchem Zustande den Opfertod Christi. Eine Reihe von Verbrechen zählt er auf, welche den Ausschluss aus den Gemeinden nötig machten. Eine allgemeinere Schilderung der Zustände in Kleinasien erhalten wir von authentischer Seite in den berühmten Briefen der Apokalypse. Die Gemeinde von Ephesus wird (II, 1 ff.) getadelt, dass sie von ihrem frühern, höchst rühmenswerten Eifer abgewichen sei, und, wenn sie nicht Busse thue, ihr mit dem Verluste der Erwählung gedroht. Den Pergamiten wird der Greuel der Unzucht vorgeworfen, den sie von ihrer heidnischen Umgebung angenommen, der Gemeinde von Thyatira, dass sie einer falschen Prophetin nicht energisch genug widerstehe, welche die Christen zu Unzucht und Götzendienst verführe. In der Gemeinde zu Sardis scheint die Verführung noch stärker gewesen zu sein. Lauheit aber war der Charakter der Gemeinde von Laodicea.

Man sieht, dass die ersten christlichen Gemeinden durch Stürme und Wogen mit grosser Umsicht hindurchzuführen waren, und ihre Kämpfe mit dem Geiste dieser Welt nicht ohne Wunden und Niederlagen verliefen. Aber ausser den sittlichen Gefahren hatten sie auch solche zu bestehen, welche die Lehre betrafen. Wie jede Erscheinung in der Geschichte knüpfte auch das Christentum an Vergangenes und Gegenwärtiges an. Zunächst an das Judentum, auf dessen Boden es erwuchs. Aber dieses sah selbst auf eine lange Entwicklung zurück. Trotz seiner grossen Stabilität war es den Einflüssen von aussen nicht entzogen geblieben. Ägypten, Babylonien, Persien hatten es mit ihren Elementen befruchtet; besonders aber in den letzten Jahrhunderten der Hellenismus. Seitdem unter den Ptolomäern in Ägypten das Alte Testament ins Griechische übersetzt worden, in Alexandrien eine jüdisch-griechische Schule blühte, welche das Judentum mit platonischen und stoischen Lehren durchdrang, wurde dasselbe befähigt, einer ungeahnten Geistesent-

faltung entgegengeführt zu werden. Das Neue Testament redet die Sprache des griechischen Judentums, sein Wortschatz stammt zum Teil aus der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes. Sein historischer Hintergrund, wesentlich der jüdische, zeigt doch auch Elemente hellenischer Denkweise auf, welche von den Meistern der christlichen Theologie später zu grossartigen Systemen verarbeitet werden sollten. Am meisten tritt in dieser Beziehung die reinere, philosophisch höhere Gotteslehre hervor, welche die Anthropomorphismen des hebräischen Alten Testaments verdrängte. Dann aber, was womöglich von noch grösserer Bedeutung war, erhielt in der griechisch-jüdischen Litteratur die Anthropologie einen weit schärfern und deutlichern Ausdruck. In den ältern hebräischen Büchern wurde der Blick des Juden im wesentlichen auf dieses Leben gerichtet. Die Hinweisungen auf ein Jenseits gingen nicht über knappe und allgemeine Andeutungen hinaus, ähnlich denen, welche wir bei den alten griechischen Dichtern finden. Das Jenseits war ein Toten- und Schattenreich, das Gute und Böse wurde schon im Diesseits nach Gerechtigkeit belohnt und bestraft. Ganz anders wurde es, als pythagoreische und platonische Ideen ins Judentum eindrangen. Jene allgemeinen Andeutungen nahmen nun eine klarere Gestalt an; das Toten- und Schattenreich verwandelte sich allmählich durch konsequenteres Denken in das Land der Vergeltung. Lohn und Strafe wurde mit Hülfe der Wahrnehmung, dass im Diesseits eine ausgleichende Gerechtigkeit nicht zu finden sei, im Jenseits erwartet. Fremder, hellenischer Elemente bediente sich die Offenbarung, um bei der weitern geistigen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des Volkes dasselbe auf die Annahme und Verwertung des Höchsten vorzubereiten, was an religiöser Erkenntnis dem sinnlichen Menschen fassbar ist. Der scharfe Dualismus zwischen Leib und Geist, wie Pythagoras und Plato ihn aufstellten, fand wenigstens bei den orthodoxen Juden Eingang, zum Teil selbst mit der in spätern christlichen Jahrhunderten verderblich ausgebildeten Übertreibung, dass die Sinnlichkeit böse sei und vom Geiste, nicht geläutert, sondern möglichst unterdrückt werden müsse. Im Neuen Testament wird die dualistische Lehre, und die Idee, dass das diesseitige Leben nur eine Vorbereitung auf das zukünftige sei, zur Grundlage der ganzen Weltanschauung gemacht. Ohne diese Grundlage ist die christliche Religion undenkbar.

Dieselbe trat also, wie dem verknöcherten orthodoxen Judentum, dem Pharisäismus, so auch dem Unglauben mit der Lehre von der Verantwortung im Jenseits entgegen. Dadurch aber nahm sie den Kampf auf gegen die heidnische Wissenschaft. Wie die alte Philosophie über den Pantheismus nicht hinauszukommen vermochte, so blieb sie auch hinsichtlich der Lehre von der Unsterblichkeit und der Verantwortung in einem jenseitigen Leben bei der alten Unklarheit stehen, wenn sie nicht gar zu völliger Leugnung fortschritt. Selbst *Cicero*, den man nicht einer extremen Richtung beschuldigen kann, der Sinn für römische Frömmigkeit besass, erklärte den Glauben an die Verantwortung im Jenseits nach der allgemeinen Annahme für eine ungereimte Fabel. Nur zu einer Vermutung brachte es *Plutarch*, wenn er äusserte, aller Wahrscheinlichkeit nach sei die Lehre der alten Dichter und Weisen wahr, dass die Frommen nach ihrem Tode Belohnungen zu erwarten hätten, einen besonderen Aufenthaltsort für ihre Seelen.

Oft hat man auf vielfache Übereinstimmungen hingewiesen, welche zwischen neutestamentlichen Stellen und solchen aus rabbinischen und klassischen Schriftstellern existieren. Allein dieselben bestehen nur in Einzelheiten, und beruhen, was letztere angeht, bloss auf einem zufälligen Zusammentreffen, wenn sie sich nicht durch die damalige Religionsvermischung im römischen Reiche erklären lassen. Ein zwar paulinischer, aber auch allgemein menschlicher Gedanke ist es, wenn z. B. *Plutarch* das Los der Sterblichen bejammert, was recht sei zu verstehen, aber nie es zu vollziehen; wenn er die christlich klingende Idee Platos wiederholt, Gott habe sich selbst als Muster aller Vollkommenheit und Tugend hingestelt, und die Tugend, durch die man ihm ähnlich werde, dem Menschen mitgeteilt. Wieder an biblische Vorstellungen erinnert es, wenn Plutarch ausführt: Die die Dämonen leugnen, heben alle Gemeinschaft und Verbindung zwischen Göttern und Menschen auf, weil sie die vermittelnde und dienende Kraft aufheben, wie Plato sie nennt. Sie zwingen, Göttliches mit Menschlichem zu vermischen und die Gottheit in menschliche Leidenschaften zu verwickeln und zu unsern Bedürfnissen herabzuziehen. Wir müssen also Dämonen annehmen, welche als Diener und Schreiber der Götter bei den Wahrsagungen und Opferfesten oder Mysterien ihre Stelle vertreten. Einige von ihnen gehen als Rächer des Über-

muts und der Ungerechtigkeit auf Erden herum, andere sind gute Geister, welche den Menschen wohlthun. Wieder, wenn Plutarch die Äusserung Menanders tadelt: Zu jedem Menschen tritt, wenn er geboren ist, ein guter Schutzgeist, der ihn auf des Lebens Pfad begleitet. Er meint demgegenüber, der Mensch werde von verschiedenen Geistern, teils guten, teils bösen begleitet. Dass die Götter sich herumziehender böser Geister als Henker und Peiniger gegen böse Menschen bedienten, lehrte auch die Schule des *Chrysippus*. Und während Paulus nach jüdischer Weise die Luft als den Aufenthaltsort der bösen Geister betrachtet, bevölkerten die Griechen sie mit Göttern und Halbgöttern, weshalb Plutarch nichts Ungeziemendes unter freiem Himmel vorgenommen wissen will.

Was speciell die Sittenlehre betrifft, so stand die stoische Schule dem Christentum am nächsten. Seneca, Epictet, Marc Aurel stellen ethische Forderungen, welche sich nahe mit den christlichen berühren. Fiel doch die Ähnlichkeit der beiderseitigen Erhabenheit und Strenge so sehr auf, dass man schon frühe legendarisch *Seneca* zum Schüler Pauli machte. In Wirklichkeit aber besteht das weltberühmte Erbauungsbuch des *Thomas* von Kempis zum Teil aus Gedanken des alten Stoikers, die nur ein christliches Gewand erhalten haben. Doch liegen die beiderseitigen Prinzipien, welche zu ähnlichen oder gar gleichen Schlussfolgerungen führten, ausserordentlich weit auseinander. Zu dem stoischen Stolze und Selbstvertrauen des Weisen steht die Demut des Christen im geradesten Gegensatz, weil er, seiner eigenen Nichtigkeit sich bewusst, alles Gute auch in ihm selbst von der göttlichen Gnade erwartet. Hoffnung auf Ehre und Furcht vor der Strafe stellten die alten Philosophen als Motive für die Tugend hin; aber alles hatte nur irdischen Bezug. Da trat die christliche Lehre vor die Welt und verlangte Verachtung des Irdischen im Hinblick auf jenseitige Belohnung, einen Wandel, „wie im Himmel“, die Nachfolge Christi in Selbstverleugnung, um auch an seiner jenseitigen Verklärung teil zu nehmen. Mit um so grösserer Begeisterung ward diese neue Lehre wie verkündet so aufgenommen, weil nach jüdischer Hoffnung irdisches Elend und irdischer Genuss nun bald zu Ende sein sollte, um der ewigen Seligkeit im Messiasreiche Platz zu machen. Nicht niederdrückender Pessimismus, Verzweiflung an menschlichem Glücke war das Prinzip der

christlichen Weltanschauung, sondern die grosse Hoffnung auf ein besseres, jenseitiges Dasein. Nur zur Hälfte, lehrte Paulus, werde die Erlösung hier auf Erden verwirklicht. Er sehnt sich nach der Befreiung von diesem Todesleibe, um als Erlöster in jenseitiger Verklärung vollendet zu werden. Ein gehobener, freudiger Gemütszustand, Begeisterung bis zur Ekstase war darum der Charakter der echten Christen in der apostolischen Zeit, der Zustand der „ersten Liebe", die Aufregung des anbrechenden Frühlings, die in den Gemeinden durch verschiedene wunderbare Gaben sich kund that. So trat die christliche Religion, während sie mit ihrer menschlichen Seite durchaus in der Geschichte wurzelte, mit einem ganz neuen, grossen Prinzip in die Menschheit ein, gerade in ihrer schönsten Jugendblüte, in der Naivität ihres ersten Erscheinens von den meisten unbeachtet, „den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Thorheit". Darüber ging das erste Jahrhundert hin, und da Christus zum Gerichte immer noch nicht erschien, fragte es sich, was nun fernerhin werden sollte.

## II.

Die Zeit des berauschenden Enthusiasmus war vorüber. Die grossen Ideen der allgemeinen Menschenliebe, speciell aber der hingebenden, selbstlosen Liebe gegen die Glaubensgenossen, reichten nicht mehr aus, die immer zahlreicher werdenden Gemeinden in Ordnung zu halten. Die patriarchalische Einrichtung, dass angesehene, ältere Männer aus dem Volke, die ihre gewohnte Beschäftigung beibehielten, in gleichberechtigter Weise der Gemeinde vorstanden und die durch Handauflegung der Apostel ihnen übertragenen kirchlichen Vollmachten ausübten, war durch eine festere Organisation zu ersetzen. Namentlich schien dies notwendig, um die einfache apostolische Lehre unverändert aufrecht zu halten gegen die gnostischen Phantasien, welche schon in dem ersten Zeitalter die Reinheit der Überlieferung bedrohten. Abgesehen von der monarchischen Regierung der Mutterkirche Jerusalem durch den jüngern Jakobus, die in dessen Persönlichkeit begründet lag, sehen wir gerade in Kleinasien anfangs des 2. Jahrhunderts das monarchisch-bischöfliche Regiment entstehen, wo das Vordringen des Gnosticismus zuerst gefährlich wurde. Erst etwas später trat unter den Leitern der Kirche in Rom Einer sichtlich und rechtlich

als der „Bischof“ an die Spitze. Denn hier waren, wie der Römerbrief des Apostels Paulus zeigt, in der ältesten Zeit die Verhältnisse nicht anders gestaltet, als auch in den andern Kirchen. Aber, wie es scheint, unter Trajan konsolidierte sich die Verfassung immer mehr. In Rom wurde die Bewahrung der Einheit besonders erschwert durch die stetige Reibung zwischen Juden- und Heidenchristen. Zuerst in dem armen, schmutzigen Judenviertel hatte das Christentum Anklang gefunden, natürlich in der mangelhaften, judaisierenden Weise des Mutterlandes, bald aber war es wohl in den Kreisen der Proselyten, hin und wieder selbst unter den römischen Vornehmen bekannt geworden. Wie die Inschriften und Grabmäler der ältesten Katakomben beweisen, war es aber auch in Rom zumeist die ärmere Bevölkerung, welche sich zum Christentum bekannte.

Eine grosse Umwälzung, die sich besonders in Jerusalem und Rom bemerklich machte, fand statt, als Hadrian 135 Jerusalem vom Erdboden vertilgte, und die Juden sich in alle Welt zerstreuten. An die Stelle der Mutterkirche Jerusalem trat nun nach dem Verschwinden des Judenchristentums die kleine Gemeinde der römischen Kolonie Älia, welche nur aus Unbeschnittenen bestand. Der Mittelpunkt der Christenheit, wenigstens für das römische Reich, wurde nun immer deutlicher die römische Kirche als die Kirche der Hauptstadt. Was sich alles hieran geknüpft hat, davon weiss die Geschichte Europas und selbst der Orient zu erzählen.

Aber auch in anderer Beziehung vollzog sich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ein bedeutsamer Umschwung in der Kirche. Die mündliche Überlieferung der Apostel erlosch. Nicht bloss die Apostel, auch der zuletzt lebende Johannes, sondern ebenfalls deren unmittelbare Schüler starben weg. Als den letzten Träger der mündlichen Lehre der Apostel können wir den Johannesjünger Bischof Polykarp von Smyrna betrachten, der unter Marc Aurel († 180) verbrannt wurde. Den Gnostikern gegenüber konnte man sich nun nicht mehr auf noch lebende Zeugen der Apostellehre berufen. Es blieb von jetzt an nichts mehr übrig, als die schriftlichen Urkunden zur Hand zu nehmen, welche man aus der apostolischen Zeit besass, wenn es galt, die ursprüngliche, unveränderte Lehre festzustellen. So entstand nach und nach der neutestamentliche Kanon als

Sammlung dogmatischer Beweisurkunden, welche man dem alttestamentlichen hinzufügte. Litterarisch erfüllte sich nun, was Paulus in völkergeschichtlichem Sinne geweissagt, dass durch Zusammenführung des Judentums mit der letzten Offenbarung in Christus der göttliche Organismus des Heilswerkes in seiner ganzen Fülle und Pracht erschien. Fortan galt die Bibel als die einzige Glaubensquelle, welche durch die in der Kirche bestehende mündliche Überlieferung zu erläutern sei. Das Fundament für die ganze zukünftige Lehrentwicklung war gegründet. Merkwürdiger Weise geschah dies unter dem Kaiser, der als stoischer Philosoph mit einer gewissen Wehmut seine Lehre darlegte, als hätte er geahnt, dass es mit der bisherigen Weltanschauung zu Ende gehe. Gerade damals trat auch in Wirklichkeit die abendländische Menschheit in ein neues Stadium ein. Auf vielen Gebieten fand gleichzeitig ein gewisser Abschluss statt, als hätte man den zukünftigen Geschlechtern ein sicheres Erbe zu weiterer Überlieferung hinterlassen wollen: *Ptolemäus* konstruierte sein die patristische und mittelalterliche Theologie beherrschendes Weltsystem, *Galen* fasste die ganze Medizin, zum Teil in spekulativ-scholastischer Weise zusammen und wurde neben Aristoteles die Quelle der naturwissenschaftlichen Lehren der Scholastiker, und endlich entstand das Corpus iuris, gewissermassen das Alte Testament für das Kirchenrecht der Päpste.

Je mehr sich die Kirche in dieser Art nach aussen und innen konsolidierte, desto gefährlicher wurde sie dem römischen Staatswesen. Seit der Zerstörung des jüdischen Staates konnten die Christen nicht mehr als jüdische Sekte betrachtet werden und den Schutz einer religio licita geniessen. Sie mussten vielmehr als eine verbotene geheime Gesellschaft gelten, gegen welche die römischen Behörden mit Strafmitteln vorzugehen berechtigt oder eigentlich verpflichtet waren. Mit dem überlieferten Religionswesen war im Altertum jeder Staat, namentlich aber der römische unzertrennlich verwachsen. Weigerte sich jemand prinzipiell, dem Standbilde eines Kaisers zu opfern, oder bezeigte er seine Missachtung gegen religiöse Heiligtümer und Gebräuche, so war es eine selbst wieder strafbare Nachlässigkeit oder Impietät, wenn solcher Frevel ungeahndet blieb. Daher denn die Erscheinung, dass seit Trajan, welcher das erste Gesetz gegen die Christen erliess, diejenigen römischen

Kaiser, denen die Erhaltung der altrömischen Kultur am Herzen lag, gegen die Kirche einschritten, und nur unfähige oder unter orientalischem Einfluss stehende Herrscher sich gegen das Christentum gleichgültig verhielten, oder dasselbe sogar förderten. Marc Aurel und Septimius Severus wollten dasselbe nicht aufkommen lassen; Decius gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts beschloss es zu vertilgen. Inzwischen war nämlich der Einfluss des Orientes im römischen Reiche im Wachsen begriffen. Schon Ende des 2. Jahrhunderts hatte sich dies unter Commodus gezeigt, da es auch unter den Vornehmen allmählich Mode wurde, aus Liebhaberei für orientalische Kultur sich zum Christentum zu bekennen. Weit stärker trat diese Neigung anfangs des 3. Jahrhunderts hervor, als 218 der durch Ausschweifung erschöpfte Heliogabalus den römischen Thron bestieg. Selbst Priester des syrischen Sonnengottes, wollte er seinen Kultus über das ganze Reich verbreiten und damit die jüdische, samaritanische und christliche Religion verschmelzen. Unter Alexander Severus, von den Zeitgenossen spöttisch jüdischer Synagogenvorsteher genannt, einem Verehrer Christi wie Abrahams, Orpheus', Apollonius' von Tyana, konnten die Christen vermutlich schon anfangen, öffentliche Kirchen zu bauen, und von dem Kaiser Philippus, einem Araber († 249), ging bald das Gerücht, er habe sich bei dem römischen Bischofe zur Annahme des Christentums gemeldet. So lagen zwischen einzelnen Verfolgungen lange Friedenszeiten für die Kirche, in denen sie äusserlich erstarkte, innerlich aber geschwächt ward. Oft kamen sogar Verheiratungen von Christen mit Heiden vor. Schon die Gründe des Friedens waren nicht sehr ehrenvoll. Durch den Einfluss des lasterhaften Orientes, gleichsam mit andern schmählichen Erzeugnissen desselben emporgehoben, in die kaiserlich-orientalische Religionsvermischung verwickelt, verlor das Christentum nicht bloss die Strenge der Disciplin, sondern auch die moralische Selbstachtung, mit welcher es sich im schneidendsten Kontraste zu allen übrigen Religionen wusste. Je mehr das christliche Bekenntnis Hof- und Modeartikel wurde, desto mehr hörte es auf, das christliche zu sein. Was Christus selbst von den Höfen der Könige gesagt, galt unter Heliogabal noch mehr als unter Herodes. Wie es unter jenem mit der römischen Kirche bestellt war, wissen wir jetzt seit einigen Decennien urkundlich aus den Philosophumena des Hippolytus.

Die strenge und ehrliche Minorität trennte sich von dem Bischof Kallistus, der nach einer sehr zweifelhaften Vergangenheit, aus dem Sklavenstande hervorgegangen, Disciplin und Dogma mit sträflicher Frivolität behandelte. Kein Wunder also, dass als Decius (249—251) die christliche Religion auszurotten beschloss, um das altrömische Staatswesen zu erneuern, ein Schrecken durch die ganze Kirche ging. Die wirklichen Christen fanden noch den Todesmut des Bekenntnisses. Aber nach den Schilderungen der Zeitgenossen, besonders des Kirchenvaters und Bischofs Cyprian, waren nach jener Verfolgung von der mächtigen Kirche nur noch Ruinen übrig. Er hielt es für nötig, nach vorhergegangener Busse die, welche in irgend einer Form den Glauben verleugnet, in die Kirche wieder aufzunehmen, eine Neuerung, welche von dem gesunkenen Zustand christlicher Sittenstrenge Zeugnis giebt. Nicht anders als im Occident stand es im Orient. War es doch in Antiochien nach der Mitte des 3. Jahrhunderts möglich, dass ein Paul von Samosata auf dem bischöflichen Stuhle sass, der nicht bloss Christus für einen gewöhnlichen, nur mit göttlicher Kraft ausgerüsteten Menschen erklärte, und den Dekreten der Synoden trotzte, sondern auch in der Kirche Loblieder auf seine eigene Person singen liess und ein unerhört weltliches Leben führte. Er hielt als Schatzmeister seiner Königin Zenobia Hof wie ein Fürst und stand mit weiblichen Schönheiten im Verkehr. Die Christen fanden es angezeigt, nach Vertreibung Zenobias sich an den heidnischen Kaiser Aurelian zu wenden mit der Bitte, auch Paul von dem bischöflichen Stuhle zu entfernen. Wie Rom und Italien für das ganze Reich massgebend war, so sollte nun nach dem Willen des Kaisers gemäss demselben Prinzip auch über die Rechtmässigkeit des antiochenischen Bischofs entschieden werden.

Dieses Prinzip war kein anderes, als welches die Christen in ihren äussern Einrichtungen selbst geltend machten. Die Einteilung in Provinzen, die Abhaltung von Synoden, die Besetzung der Kirchenämter, selbst die Nomenklatur in diesen Dingen, alles dies war dem nachgebildet, was man im römischen Reiche auf profanem Gebiete bereits besass. Die Kirche fing an, ein Staat im Staate zu werden, hierdurch aber um so mehr die Aufmerksamkeit derjenigen Herrscher auf sich zu lenken, denen die Erhaltung des altrömischen Wesens über

alles ging. War die decische Verfolgung der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 vergleichbar, so musste ein letzter Versuch völliger Vernichtung des neuen Religionsstaates, wie der des Judentums unter Hadrian mit Sicherheit erwartet werden. Die diokletianische Verfolgung war bereits in Sicht.

Fleissig waren in dieser Zeit wechselnden Geschickes Apologeten thätig, das Christentum zu verteidigen, Männer, die meist platonisch gebildet, die christliche Religion vielfach als eine neue Philosophenschule empfahlen und die Übereinstimmung oder Ähnlichkeit zwischen manchen christlichen und griechisch-philosophischen Lehren zur Ausbildung neuer Systeme benutzten. Die ganze Vergangenheit solcher aus dem Heidentum hervorgegangener gelehrter Christen brachte es mit sich, dass die paulinische „Überpflanzung“ auf einen fremden Boden sich sehr wahrnehmbar machte. Die Tiefen der christlichen Lehre blieben häufig nicht recht erkannt; platonische Spekulationen wurden auf sie übertragen; das Tugendleben und das menschliche Erkenntnisvermögen bezüglich der göttlichen Dinge nach Art der spätern Humanisten als die Hauptsache behandelt. Wie unter den Griechen *Justinus* vom Apostel Paulus keine Notiz nimmt, so thut der Lateiner *Arnobius* nicht einmal der Bibel irgend welche Erwähnung. In den gebildeten Kreisen der Christen war also vieles auch hinsichtlich der Lehre noch in unsicherm Flusse.

## III.

Wie sehr die christliche Religion bereits zu einer solchen Kulturmacht im römischen Reiche geworden, dass sie mit Gewalt nicht mehr auszurotten war, gestand der Cäsar Galerius, der in der diokletianischen Verfolgung der Hauptführer gewesen, in seinem Toleranzedikt 311 offen ein. Der leidenschaftlichste Feind des Christentums bekannte, dass das Reich sich mit der Kirche abzufinden habe. Er dachte wohl nicht, dass er damit den ersten Spatenstich that am Grabe des heidnischen Rom. Der Cäsar Konstantin war es, der die Situation durchschaute. In dem Palais seines Vaters Konstantius Chlorus in einer milden Beurteilung des Christentums erzogen, bildete er nach dem Tode des Galerius dessen Toleranzedikt weiter aus (312 und 313) und liess dann als Beherrscher des Occidents deutlich erkennen, dass er das Christentum für die Religion der

Zukunft hielt und für das festeste, weil die Geister einigende Band, welches den aus so ganz verschiedenartigen Bestandteilen bestehenden Koloss des römischen Reiches zusammenzuhalten im stande sei. Alleinherrscher geworden (324), dehnte er alle zu gunsten der Kirche von ihm erlassenen Gesetze auch auf den Orient aus und that so die ersten Schritte, das heidnische Rom in das christliche zu verwandeln. Konstantin begriff sehr wohl, dass Gesinnungen, namentlich religiöse, nicht im Handumdrehen zu ändern, noch weniger mit Gewaltmitteln herbeizuführen sind, wenn auch äusserlich hierdurch vieles zu erreichen ist. Den heidnischen Kultus verfolgte er darum nicht; das Prinzip der religiösen Freiheit hielt er aufrecht bis zum Ende. Aber jeder sah, wohin der Alleinherrscher steuerte, und das genügte. Seine Gunst zu erwerben, drängten sich viele zur Taufe ohne innere Bekehrung, manche sogar in den Klerus, nur um an dessen Privilegien teil zu nehmen. Ehrgeizige Bischöfe, wie Konstantins Biograph, der Kirchenhistoriker Eusebius, antichambrierten und machten als Emporkömmlinge den Hof unsicher für die Patrizier aus den alten römischen Geschlechtern, welche in unbeugsamem Stolze ihre heidnischen Familienüberlieferungen vertraten. Die Kirche siegte, aber der Sieg wurde teuer erkauft. Nicht lange nachher, als sie unter dem Drucke der arianischen Nachfolger Konstantins seufzte und in ihren edleren Gliedern selbst Blut vergoss, sehnten sich die noch christlich gesinnten Bischöfe nach den Zeiten der Verfolgung zurück, in denen die Kirche wenigstens innerlich frei gewesen. *Chrysostomus* klagte: Früher hätten goldene Bischöfe sich hölzerner Kelche bedient, nun seien die Kelche aus Gold, und die Bischöfe seien hölzern geworden. Das ganze Mittelalter hindurch wurde von den kirchlich gesinntesten Männern die Legende wiederholt, als Konstantin die Kirche bereichert, sei die Stimme eines Engels vom Himmel ertönt: Heute ist der Kirche Gift eingegossen worden. Allerdings hatte man dabei die unechte konstantinische Schenkungsurkunde im Auge; aber diese brachte nur in überschwenglicher Weise und speciell den päpstlichen Herrschaftsgelüsten dienend die Verweltlichung der Kirche zum Ausdruck, wie sie unter Konstantin in Wirklichkeit eintrat. Nicht die Lehre vom Priestertum war es, wie man vielfach irrig behauptet, was die christliche Religion verdarb, sondern die sociale und politische Machtstellung

der Priester, wie Konstantin sie begründet. Die Priester mit den hölzernen Kelchen bildeten keine Gefahr für das Evangelium; aber wie die goldenen Kelche und Throne in den Kirchen die Religion geschädigt haben, werden wir später noch betrachten müssen. Dass Konstantin mit seinem Bündnis zwischen „Thron und Altar“ politische Zwecke verfolgte, unterliegt keinem Zweifel mehr. Die Idee der Einheit des Reiches beherrschte ihn völlig. Was Diokletian für unmöglich gehalten, ein Reich von Spanien bis Mesopotamien, von Britannien bis Afrika mit dem kaum übersehbaren Gemisch von Völkerschaften und Kulturen zu vereinigen, das wollte der herrschbegierige Konstantin namentlich erreichen durch die Verbindung der Gemüter in der christlichen Religion. Ein Christ war er selber nicht. Die Verbrechen, welche er an seiner eigenen Familie beging, beweisen es. Auch verschob er die Taufe bis auf das Todesbett. Aber in dem steten Umgang mit seinen Hofbischöfen mag er allmählich mit den kirchlichen Lehren vertrauter geworden sein, als in der Zeit seiner Berufung des ersten ökumenischen Konzils, da er die über den ganzen Gehalt des Christentums entscheidende arianische Streitfrage für Wortgezänke hielt, welches die Einheit der Kirche nicht stören dürfe. Doch bebestimmte ihn wenige Jahre nachher die Wahrnehmung, dass die Majorität der Bischöfe Gegner des Athanasius waren, selbst auch diesen fallen zu lassen und schliesslich von der Hand des arianischen Bischofs Eusebius von Nikomedien die Taufe zu empfangen. So wurde der Schwärmer für die kirchliche Einheit zum Schöpfer der Christenblut fordernden arianischen Wirren. Und als ob Gott auch hier wieder menschliche Klugheit hätte zu Schanden machen wollen, so war Konstantins Verlegung der Residenz von Rom nach Konstantinopel, im Interesse der Reichseinheit vorgenommen, der Keim der bis heute fortdauernden Trennung zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche. Ungeachtet der grossen kulturellen, also auch religiösen Unterschiede zwischen Orient und Occident hätte doch die kirchliche Einheit gewahrt bleiben können, wäre nicht durch jene Verlegung eine durchgreifende Umwälzung der Verfassung herbeigeführt worden. Der Bischof von Rom, wenn auch der angesehenste unter allen, hätte es nicht gewagt, unter den Augen des Kaisers päpstliche Ansprüche zu erheben, und der Bischof der kleinen Stadt Byzanz wurde nur durch

deren Verwandlung in das „neue Rom“ nach damaliger Anschauung veranlasst, seinem römischen Kollegen als gleichberechtigt gegenüberzutreten. Konstantin konnte Rom verlassen, aber die Idee der Weltherrschaft blieb mit diesem Namen verknüpft. Und wie die Ansprüche seiner Bischöfe sich steigerten, so wuchs die Rivalität der Bischöfe von Konstantinopel. Ahnungslos hatte der Kaiser auch hierdurch der Kirche das Gift der Herrschsucht eingegossen, den Grundstein zum Papsttum gelegt — die innere Wahrheit, die sich hinter der Konstantinischen Schenkungsurkunde verbirgt — und damit der Zerreissung der Kirche in die beiden Hälften vorgearbeitet.

Trotz der grossen Umwälzung, die sich auf diese Weise in dem römischen Reich vollzogen, war der antike Geist noch lange nicht erloschen. Mochte die äussere Gestaltung des Lebens, mochten die öffentlichen Einrichtungen andere geworden sein, das den ganzen Körper der kultivierten Welt durchdringende Lebensprinzip hellenischer Weisheit und römischer Überlieferung wirkte im Stillen noch immer fort. Unter dem Neffen Konstantins, dem Kaiser Julian († 363), der streng christlich erzogen war, aber an der hohen Schule von Athen sich mit Begeisterung für den Hellenismus erfüllt, erzeugte jenes Prinzip noch eine kurze, verkrüppelte Nachblüte, um dann in den christlichen Schulen mit der neuen Lehre sich zu vermählen und in anderer Form die kommenden Jahrhunderte zu beherrschen bis auf den heutigen Tag. Und leben nicht auch römische Überlieferungen in der Form des Papsttums fort, wer weiss, bis zu welchem Ende? Die seltsamste Vermischung von Christlichem mit Heidnischem hat in jener Übergangszeit stattgefunden. Wie aus einem neuerdings veröffentlichten Briefe Julians erhellt, erklärte ihm der Bischof *Pegasius* von Ilion, im Stillen bete er zu Helios und sei nur Bischof geworden, um die Tempel und Götterbilder zu schützen. Julian verlieh ihm nach Besteigung des Thrones ein heidnisches Priesteramt. Der Bischof *Heliodor* von Tricca in Thessalien schrieb Romane und soll deshalb von einer Synode zur Abdankung gezwungen worden sein. Der berühmteste Schüler der von den Christen gemarterten neuplatonischen Philosophin Hypatia zu Alexandrien, *Synesius* von Cyrene bestieg 410 den bischöflichen Stuhl von Ptolemais, nachdem er sich vorbehalten, seine Ehe fortzusetzen, seinem Jagdvergnügen nicht zu entsagen, und nur

dem Volke gegenüber sich an die christliche Lehre zu binden, aber als Philosoph im stillen seine neuplatonischen Ideen festhalten zu dürfen. Im Gegensatz zu solchen Bischöfen waren es die grossen Verteidiger der Orthodoxie, Athanasius, die beiden Gregore, Basilius u. s. w., welche von klassischer Bildung durchtränkt, zum Teil persönlich aus den Schulen von Athen oder Alexandrien hervorgegangen, platonische Lehren mit dem Inhalt der Bibel verbanden, ohne denselben zu verletzen. Sie wurden in der Kirche als die Meister der Theologie gefeiert, welche die griechische Weltweisheit in den Dienst der Offenbarung stellten.

Nirgendwo aber stiessen die Gegensätze schärfer aufeinander als in Rom, „der Versammlung des Erdkreises", wie man das machtvolle Centrum der damaligen Kulturwelt nannte. Dort residierte der nach der Übersiedelung des Kaisers bald zum angesehensten Einwohner emporsteigende erste der Bischöfe. Aber die Stadt regierte der Senat, der, Namen der berühmtesten römischen Geschlechter aufweisend, mit Fanatismus die heidnischen Überlieferungen aufrecht hielt. Unter das Unvermeidliche sich beugend, trachtete er aber doch stets, eine gewisse Mitwirkung bei den Vorkommnissen in der römischen Kirche sich zu sichern, bis er selbst nicht mehr umhin konnte, sich zum Christentum zu bekennen, und nun um so mehr mit dem römischen Klerus die Kirche zu regieren sich berufen fühlte. Aber wir brauchen nicht bis in so späte Zeit hinabzusteigen, um uns von der Verweltlichung der römischen Kirche zu überzeugen. Schon Ende des 4. Jahrhunderts, als zum erstenmal zwischen zwei Rivalen um den heiligen Stuhl (Damasus und Ursinus) in Strassen und Kirchen blutig gekämpft wurde, äusserte sich der unparteiische heidnische Zeitgenosse *Ammianus Marcellinus* (XXVII, 3): „Ich leugne nicht, dass die, welche danach trachteten, mit Anstrengung aller Kräfte danach ringen mussten, weil, wenn sie das Gewünschte erlangten, sie sicher sein konnten, durch die Geschenke der Matronen bereichert zu werden, auf Wagen einherzufahren in glänzenden Gewändern, üppige Mahlzeiten zu halten, welche selbst die der Fürsten übertreffen. Sie konnten in Wahrheit glücklich sein, wenn sie, die Grösse der Stadt verachtend, nach dem Beispiele mancher Provinzialbischöfe lebten, welche die Genügsamkeit im Essen und Trinken, die Einfachheit der Kleidung und die zur Erde ge-

senkten Augen der ewigen Gottheit und ihren wahren Verehrern als rein und keusch empfehlen.“ Was hätte der fromme Heide, der diese ersten blutigen Anfänge des Papsttums sah, — sie erinnern lebhaft an das alte Dichterwort über Romulus und Remus: Fraterno primi maduerunt sanguine muri — wohl zu den noch zu schildernden heidnischen Zuständen des 10. und 15. Jahrhunderts gesagt! Kein Wunder, dass nach dem Berichte des heiligen Hieronymus der vornehme Römer *Prätextatus* oft scherzend zu dem Bischofe Damasus sagte, wenn man ihn zum römischen Bischofe machen wolle, werde er sofort Christ werden. *Hieronymus,* der damals längere Zeit bei Damasus weilte, bis sein übergrosser Eifer für das asketische und klösterliche Leben vornehmer Damen ihn von Rom vertrieb, hat wiederholt in drastischer Weise die dortigen Zustände beschrieben. Die grosse Weltstadt ist ihm immer noch das Babylon der Apokalypse mit dem Hof und dem Hoflager, den Dirnen, den Schauspielern, den Possenreissern und allem Verderben (Ep. 58, 4). Aber er sieht doch allmählich das Heidentum weichen. „Selbst in der Stadt Rom, schreibt er (Ep. 107, 2), ist das Heidentum vereinsamt. Die einstigen Götter der Völker sitzen mit den Eulen und Uhus nur noch auf den höchsten Spitzen.“ Und widerum (Ep. 66, 4): „Zu unsern Zeiten besitzt Rom, was die Welt vorhin nicht kannte. Früher gab es nur wenige gelehrte, mächtige, vornehme Christen, jetzt viele gelehrte, mächtige, vornehme Mönche.“ Doch mit dem heidnischen Kultus sieht Hieronymus das heidnische Leben nicht schwinden. Täglich, sagt er (Ep. 22), kämen christliche Jungfrauen zu Fall und vergingen sich Witwen, und dazu wendeten sie oft verbrecherische Mittel an, der Leibesfrucht sich zu entledigen. Häufig seien sie berauscht und machten dann darüber sakrilegische Witze, wie: sie dürften sich doch nicht des Blutes Christi (d. i. des Weines) enthalten. Begegneten sie einer blass und niedergeschlagen aussehenden Jungfrau, so schimpften sie dieselbe Manichäerin, weil sie Fasten als Ketzerei betrachteten. Durch verlockende Gewandung, aufgelöste Flechten, lüsterne Blicke, koketten Gang zögen sie Scharen von Stutzern hinter sich her. Die Pest der „Geliebten“ sei in die Kirche eingeführt, indem sie, dem Namen nach Jungfrauen, unter dem Vorwande geistlichen Trostes, mit Klerikern ein vollständiges Zusammenleben führten bis zur Gemeinschaft des Bettes, und dann

von böswilligem Misstrauen redeten, wenn man sie verbotenen fleischlichen Umganges beschuldige. Witwen betrügen sich nicht, als ob sie einen Mann verloren hätten, sondern als ob sie einen suchten. Wohlgenährt liessen sie sich in Sänften umhertragen, von Eunuchen umgeben. Ihre Häuser und Gastmähler seien von zahlreichen Schmeichlern besucht. Selbst Geistliche fänden sich dort ein, welche solchen Matronen das Haupt küssten, und dann in ihre, wie zum Segnen ausgestreckte Hand Belohnungen für den Kuss empfingen. Auf diese Weise würden sie hochmütig gemacht, weil die Priester sich unter ihren Schutz begäben. Und nach zweideutigem Mahle träumten die vorgeblichen „Nonnen“ von ihren „Aposteln“. Es gebe scheinheilige Jungfrauen, welche, um für strenge Fasterinnen gehalten zu werden, seufzten, sobald sie jemand bemerkten, die Augen zur Erde senkten und das Gesicht verhüllten, dass kaum noch ein Auge freibleibe zum Sehen. Mit Bussgewändern seien sie bekleidet und schmutzig an Händen und Füssen. So trügen sie alle Merkmale des Fastens zur Schau; der Magen allein — brodle über von Speisen. Andere schämten sich ihres Geschlechtes, trügen Männerkleider, abgeschnittene Haare und schauten schamlos mit ihren Eunuchengesichtern in die Welt. Wieder andere kleideten sich, um als Kinder zu erscheinen, in härene Gewänder und kunstreiche Kapuzen, und sähen aus wie Eulen und Uhus. Männer belüden sich mit Ketten, hätten lange Haare wie Weiber, Bärte wie Böcke, schwarze Mäntel und nackte Füsse. So schlichen sie in vornehme Häuser ein und bethörten namentlich die Frauen durch ihre vorgeblichen Busswerke, ermöglichten sich aber durch heimliches Essen bei Nacht tagelanges Fasten. Selbst Kandidaten des Priesterstandes und Diakonates erstrebten diese Würden bloss, um die Frauen mit grösserer Freiheit sehen zu können. Sie verwendeten die höchste Sorgfalt auf ihre Kleidung, dufteten stets nach wohlriechendem Öle, sorgten, dass die Haut an ihren Füssen glatt und gespannt sei bei jeder Bewegung. Sie liessen sich die Haare brennen und steckten ihre Finger voll Ringe. Um sich auf den Strassen nicht zu beschmutzen, hüpften sie auf den Zehen einher. Man sollte sie eher für Bräutigame als für Geistliche halten. Ihr Sinn sei lediglich darauf gerichtet, die Namen, Häuser und Gewohnheiten der Matronen zu kennen. Ein solcher Geistlicher führe folgendes Leben: mit Sonnenaufgang erhebt er sich vom Lager, entwirft

sich einen Plan für seine Besuche und beginnt dann sofort mit diesem Tagewerke, beinahe bis zum Gemach der noch Schlafenden vordringend. Sieht er ein Kissen, Tuch oder Hausgerät, das ihm gefällt, so preist er es, bis er es hat, er erpresst es mehr, als er es erbettelt. Denn keine will diesen Stadtkurier verletzen. Keuschheit und Fasten sind ihm verhasst. Er freut sich über prächtige Mahlzeiten mit gemästeten Kapaunen. Er hat einen sehr losen Mund, um jeden Klatsch bekümmert er sich. Mit der in prunksüchtiger Weise in diesen Kreisen geübten Freigebigkeit, bemerkt Hieronymus, verbinde sich häufig Geiz. Kürzlich habe er in St. Peter eine sehr vornehme Frau unter Vortritt von Eunuchen Almosen austeilen sehen. Ein altes, in Lumpen gehülltes Weib habe sich zum zweitenmale in die Reihe gedrängt. Da habe sie von jener frommen Dame statt eines zweiten Geldstückes einen Faustschlag empfangen, dass ihr das Blut heruntergeflossen. Ähnliche Klagen führt ein römischer Schriftsteller, der sog. *Ambrosiaster*, über den Hochmut der Diakonen wie über die Gefallsucht und Geschwätzigkeit der „gottgeweihten Jungfrauen". Anderseits schildert nun wieder Hieronymus, im Gegensatz zu den Zuständen mancher durch fanatische Streitsucht zerrissenen Kirchen im Orient, den starken und frommen Kirchenbesuch in Rom, und im Gegensatz zu den Feinden des Mönchtums, die ihn aus der Stadt vertrieben, die asketische Hingebung seiner hocharistokratischen Freundinnen und deren Kreise.

Ähnliche Schilderungen des Sittenverderbnisses finden wir bei fast allen Vätern, welche Predigten hinterliessen. So klagt *Augustinus*, dass selbst in Rom im Anschluss an heidnische Gebräuche auf den Gräbern geschmaust werde, dass viele sich zur Feier des Osterfestes und der Martyrerfeste betränken, dass der Gottesdienst schlecht besucht werde u. s. w. (Nov. Patr. Bibl. I, 171 ff.). Als er einst an einem heidnischen Festtage die Kirche leer fand, weil seine Gemeinde sich an den Vergnügungen der heidnischen Bevölkerung beteiligte, und er dann die Gläubigen zur Rechenschaft zog, erhielt er die naive Antwort: sie seien Christen um des jenseitigen Lebens willen, aber Heiden in den Freuden dieser Welt (Enarr. in ps. XXVI, 19). Ende des 5. Jahrhunderts findet *Salvian* in Gallien die Menschheit so verdorben, dass er nur noch ihren Untergang erwartet. Was ist fast die ganze Christenheit anders, ruft er aus (De gubernat. III, 9), als eine Kloake von Lastern!

Im Orient ging der Hof von Konstantinopel mit dem schlechtesten Beispiel voran. Wie der dortige Patriarch, der heilige *Chrysostomus,* durch seine öffentlichen Rügen dieses Treibens sich selbst den Untergang bereitete, ist bekannt. Eine drastische, detaillierte Beschreibung der Zustände Ende des 6. Jahrhunderts besitzen wir noch von *Anastasius* vom Sinai (Orat. de synaxi): Ganze Tage bringen wir in den Theatern zu und vernachlässigen die nötigsten Dinge. Aber in der Kirche wollen wir nicht einmal eine Stunde dem Gebet oder der Lesung widmen und bei Gott verweilen, sondern so bald als möglich suchen wir von der Kirche loszukommen wie von einem brennenden Scheiterhaufen, und wenn eine längere Perikope des Evangeliums verlesen wird, werden wir ärgerlich, und wenn der Priester etwas langsamer betet, werden wir traurig und langweilen wir uns, und wenn der, welcher das unblutige Opfer darbringt, etwas zögert, ekelt es uns an, und suchen wir so rasch wie möglich aus der Kirche wegzukommen. Die einen sind weniger besorgt, mit welcher Reinheit und Busse sie zum hl. Tisch gehen, als mit welchen Kleidern sie sich schmücken sollen. Die andern verschmähen es, bis zum Ende zu bleiben und erkundigen sich, wie weit die Messe vorgeschritten, und ob der Zeitpunkt der Kommunion schon da sei. Dann kommen sie wie Hunde hereingesprungen und, das geheimnisvolle Brot schnappend, laufen sie wieder hinaus. Andere bringen die Zeit mit Plaudern zu. Wieder andere belasten sich sogar mit Sünden, indem sie die schönen Formen der Frauen betrachten und die Kirche durch ihre zügellosen Begierden in ein Bordell verwandeln. Auch werden Geschäfte verhandelt und die Kirche zu einem Kaufhause gemacht. So der fromme Mönch vom Sinai.

Das Mönchtum war freilich auch keine gesunde, sondern eine höchst einseitige und exaltierte Ausbildung christlicher Ideen. Wenn Christus von denen redet, die sich beschneiden um des Himmelreichs willen, wenn er auffordert, auf alles Irdische zu verzichten und ihm zu folgen, so sprach sich hierin der schroffste Gegensatz zu der heidnischen Auffassung des Lebens aus. Derselbe wurde in dem richtigen Masse den Christen schon nahegebracht, da sie von allen Seiten und mit allen Mitteln befeindet, jeden Augenblick auf Leiden und Tod gefasst sein mussten. So lernten sie es von selbst, was es hiess, um Christi

willen allem, selbst dem Leben zu entsagen. Christiani, so definiert darum *Tertullian*, hominum genus morti expeditum. Als die Annahme der christlichen Religion Modesache wurde, und die Auffassung des irdischen Lebens unter dem Gesichtspunkt der Busse und des blossen Schattenbildes jenseitiger Verklärung zurücktrat, entwickelte sich in ernstern Kreisen naturgemäss das freiwillige Asketentum, durch welches man den Ausfall irdischer Trübsale zu ersetzen dachte. Der Widerspruch zu der nur auf Genuss und Besitz gerichteten heidnischen Welt erhielt auf diese Weise eine andere, selbstgewählte, aber darum auch unnatürliche Form. Wie wir schon aus Cyprian und vielen Synodalbeschlüssen wissen, rief das von der Volksanschauung den Geistlichen aufgedrängte Asketentum, welches sich besonders durch den Cölibat charakterisierte, grosse moralische Missstände bereits im 3. Jahrhundert hervor. Wie in dem folgenden Jahrhundert schon die römischen Bischöfe die geschlechtlichen Verhältnisse halbmanichäisch auffassten und bei Erwähnung der Ehe von „Befleckung“ redeten, haben wir noch in dem letzten Hefte dieser Zeitschrift dargestellt. Diese Auffassung wurde nun besonders durch das Mönchtum gefördert. Die Idee der christlichen Weltflucht wurde karikiert, indem die Asketen in die syrische und ägyptische Wüste flohen, zum Teil hierzu auch durch die unerträglichen socialen Zustände getrieben, wie sie sich in dem christlich-römischen Reiche immer drohender gestalteten. Um nicht ganz zu verwildern, sahen sich die Eremiten genötigt, allmählich bei einander zu wohnen und Klöster zu bilden, trieben aber auch in dieser Gestalt die Weltverachtung bis zu geistiger und körperlicher Verkommenheit. Mangel an aller Kultur sahen sie für die höchste Tugend an, und in dem Kampfe gegen das sterbende Heidentum sowohl als in den kirchlichen Streitigkeiten bildeten sie die ungebildete Masse, deren rohe Gewaltthätigkeiten auch die hochgestelltesten Kirchenlehrer zu fürchten hatten. Selbst Männer wie *Hieronymus*, *Gregor* von Nazianz und andere preisen den leiblichen Schmutz der Eremiten und Mönche als deren höchsten geistigen Schmuck. Dem hl. Hilarion wird nachgerühmt, dass er den Sack, in dem er Tag und Nacht verbrachte, nie in seinem Leben wechselte. Mit dem heidnischen Cynismus des Diogenes in der Tonne oder der bettelnden Derwische oder Buddhisten stimmte dieses „Christentum“ in seinen

praktischen Forderungen vollkommen überein. Desgleichen natürlich auch in den psychischen Resultaten. Keine Mahnungen finden sich häufiger in den Mönchsregeln und in den an Mönche gerichteten Reden, als die Warnung vor der *ἀκηδία*, acedia, d. h. dem geistigen und moralischen Stumpfsinne, der dieser Lebensweise notwendig entspringen musste. Das Nervensystem wurde zerrüttet, Lebensüberdruss und Schwachsinn traten an die Stelle sittlicher Kraft und Thätigkeit. Die Biographen der sog. Wüstenväter bis zu *Athanasius* hinauf, wenn er der Biograph des hl. *Antonius* ist, besonders aber der im Orient hochgepriesene hl. *Nilus* (um 390), wissen von den abenteuerlichsten geschlechtlichen Versuchungen ihrer Helden durch Dämonen zu erzählen, welche natürlich nichts anderes waren, als Ausgeburten krankhaft gereizter Phantasie. Aber gerade das Exaltierteste scheint den grössten Beifall, und nicht bloss bei der Menge gefunden zu haben. Der grösste Heilige seiner Zeit war im Orient der berühmte Säulensteher *Symeon*, dessen Biograph erzählt: Er wand sich ein Seil um den Leib, welches bis auf die Knochen schnitt und Wunden erzeugte, welche bald von Würmern wimmelten. Der Satan schlug ihn mit einer grossen Wunde am Schenkel, aus der die Würmer herabfielen: er liess sie aufheben und setzte sie wieder an ihre Stelle mit den Worten Jobs: esset, was euch der Herr gegeben hat (cap. 3, 7). Und zu diesem Heiligen pilgerten Fürsten und Bischöfe; selbst Theodosius der Grosse brachte ihm seine Huldigungen dar und bat ihn um Fürsprache, dass seine Unionsversuche mit Antiochien wegen des *θεοτόκος* (431) mit Erfolg gekrönt werden möchten.

Aber auch abgesehen von solchen krankhaften Auswüchsen finden wir in dem Mönchtum der alten Kirche die übertriebenste Askese. Ein so hervorragender Mann, wie der hl. *Basilius*, nach dem sich noch die heutigen Mönche des Orients benennen, folgert in mechanischer Weise aus Luk. VI, 25, das Lachen sei dem Christen durchaus verboten (Reg. brev. n. 31). Dem entsprechen denn auch seine sonstigen moralischen Forderungen. In der richtigen Erkenntnis, dass es nur Eine christliche Sittenlehre geben könne für die Mönche wie für die Eheleute, weiss er sich hinsichtlich der Ehe nur mit der gewöhnlichen halbmanichäischen Auffassung der Väter zu helfen, dass dieselbe eigentlich sündhaft sei. Er meint, für ihre Unenthaltsamkeit

und Begierde nach dem Weibe, welche das Evangelium verbiete, werde den Eheleuten Verzeihung zu teil (De renunt. sæc. n. 2). Im Occidente, wo man anfangs die Mönche wegen ihres rohen Auftretens verabscheute, hatte die Regel des hl. Benedikt ihnen Eingang und Ruf verschafft, und indem sie das mönchische Leben den Bedürfnissen des Abendlandes anzupassen suchte, die grosse Wirksamkeit des Benediktinerordens in späterer Zeit vorbereitet. Aber wer wissen will, welche übertriebene Askese in den Anfängen auch dieses Ordens herrschte, kann sich an der Nonnenregel des Erzbischofs *Leander* von Sevilla, des Freundes Gregors des Grossen, davon hinreichend überzeugen. Man vermochte sich von der auf nichtchristlichem Boden erwachsenen Idee nicht zu befreien, dass die Schwächung des Körpers zur Stärkung des Geistes diene. Nur selten und aus besondern Anlässen kommt in damaliger Zeit die natürliche Anschauung zu Tage, wie bei dem Benedikt des Orientes, dem hl. *Basilius*, der Ep. 189, 1 an einen Arzt Eusthatius schreibt, die ärztliche Wissenschaft sei unter den menschlichen die höchste, da das Leben ohne Gesundheit ein Übel sei: „eine Führerin der Gesundheit ist eure Kunst.“ Wie zur Korrektur seiner übertriebenen asketischen Lehren aber scheint ihm noch im 4. Jahrhundert die Schrift de virginitate unterschoben worden zu sein, welche (c. 3 f.) eine ausführliche und schöne Darstellung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander enthält. Und auffallenderweise ordnete auch *Pachomius*, einer der Gründer des Mönchtums (Reg. 29), an, wenn Besuch an der Pforte sich einfinde, solle er anständig aufgenommen, besonders Frauen mit grösserer Ehrerbietung und Aufmerksamkeit behandelt werden (præcipue feminas majori honore et diligentia curabunt). Ganz prinzipiell aber infolge seiner hellenischen Bildung lehrt *Isidor* von Pelusium (Ep. III, 320), das *μηδὲν ἄγαν* (nicht zu viel) gelte von der Frömmigkeit so gut, wie die Philosophen es von der Tugend lehrten; denn sie halte die Mitte zwischen der Gottlosigkeit und dem Aberglauben, indem sie beide von sich weise.

Neben der halbmanichäischen Auffassung der Sinnlichkeit, welche in einer Übertreibung des neutestamentlichen Dualismus bestand, war der zweite Hauptgrundsatz des Mönchtums die Armut. Dieser lässt sich viel leichter auf neutestamentliche Aussprüche zurückführen, als die Lehre von der Ehe als einer

Befleckung. Schien doch ursprünglich Armut und Christentum unzertrennlich miteinander verbunden zu sein, und Christus prinzipiell zu lehren, dass das Himmelreich nur für die Armen sei. Wenn der Apostel Paulus schreibt, wer reich werden wolle, falle in die Schlingen des Satans, so war das derselbe Gedanke, den ein Kommentator des 4. Jahrhunderts zu Is. II, 8 in die Worte kleidet: Die Armut ist die Erzieherin zur Frömmigkeit, der Reichtum aber der Antrieb zum Übermut. Als darum in der konstantinischen Zeit viele Reiche und Vornehme Modechristen wurden, flüchtete sich das Evangelium der Armut in die Wüste. Und unbefangenerweise muss man eingestehen, dass hier, abgesehen von den krankhaften Auswüchsen, sich viel mehr von dem ursprünglichen christlichen Geiste versammelte, als in den glänzenden Weltstädten Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien, den hohen Schulen des Hochmutes und des Luxus auch in den kirchlichen Kreisen. Dass es aber eine doppelte christliche Moral nicht gebe, fand sich auch eine Synode von Aachen (816) veranlasst einzuschärfen. Die Aussprüche der hl. Schrift, lehrt sie, welche ein strenges Leben vorschrieben, bezögen sich nicht bloss auf Geistliche und Mönche, *wie viele meinten,* sondern auf alle Christen. So sehr aber war die Verachtung der irdischen Güter mit der Lehre der christlichen Religion verwachsen, dass ungeachtet des „Giftes, welches Konstantin der Kirche eingegossen", die Väter fortfuhren, an die Verderblichkeit der irdischen Güter zu erinnern bis zur teilweisen Bestreitung des Eigentums. Der starre Eigentumsbegriff des römischen Rechtes, dass der Eigentümer über das Seinige zu verfügen habe wie der Jupiter Optimus Maximus, wurde als heidnisch und durchaus unchristlich verworfen. Der Christ wurde nicht als wirklicher Eigentümer, sondern nur als Verwalter seines Besitzes betrachtet, von dem alles, was er nicht zu seiner Notdurft gebrauche, den Armen gehöre. Man ging dabei von der Beantwortung der Frage aus, wie denn ein Mensch zu einem Sondereigentum gelange, da alle, nackt geboren, mit dem gleichen Rechte in der Welt erschienen. Zunächst leitete man die Verschiedenheit von der Sünde her, die den gemeinsamen Besitz gestört habe. Die Natur, äussert *Ambrosius,* hat Gleichheit eingeführt; das Privateigentum beruht auf widerrechtlicher Besitzergreifung. Alles Eigentum, meint ebenfalls *Hieronymus,* rührt von Diebstahl her, wenigstens mittel-

bar, indem der jetzige Besitzer es von seinen Vorfahren geerbt, die es sich unberechtigterweise angeeignet. *Chrysostomus* glaubt, die beste Einrichtung würde der Kommunismus sein; derselbe werde aber einigermassen ersetzt durch Mitteilung des Überflusses an die Armen. Von diesem Standpunkt aus nimmt er wie *Basilius* und andere Väter keinen Anstand, die Reichen, die nicht so handelten, Diebe und Räuber zu schelten, und den Armen *in diesem Sinne das Recht* auf Almosen zuzusprechen. So wenig die Väter beabsichtigten, durch diese gegen die antik-römische Denkweise gerichteten christlichen Lehren eine socialistische Empörung zu bewirken, so wenig kann man sich verhehlen, dass solche unreife, die Bedeutung des Kapitals und der Arbeit verkennende Doktrin die Unzufriedenheit, Trägheit, Revolutionssucht der damals sehr zahlreichen Besitzlosen nährte. Ein Gegengewicht bot die alte Kirche durch die reichen Almosen, welche sie auf diese Weise veranlasste und durch die Wohlthätigkeitsanstalten, welche sie ins Leben rief. Dieses Gegengewicht war um so stärker, als solche Einrichtungen nicht bloss auf dem humanitären Boden der christlichen Bruderliebe wurzelten, sondern auch von dem religiösen Motiv der Erlangung des Sündennachlasses und der ewigen Seligkeit getragen wurden. Das waren wieder tiefgreifende, dem Heidentum fremde Kulturelemente, welche die alte Welt mit neuem Geist erfüllten.

Von der alten Welt war nämlich noch vieles vorhanden. Wir meinen nicht bloss ausserhalb der Kirche, besonders im Abendlande, trotz des Druckes, selbst der Gewaltthätigkeiten der „christlichen“ Herrscher. Auch in der Kirche machte sich die antike Kultur, und sogar verwerfliche Denk- und Handlungsweise geltend. Wie die Väter sich der griechischen Philosophie zur Ausbildung der kirchlichen Lehre bedienten, wurde bereits erwähnt. Bedenklicher erschien in der konstantinischen Zeit ihre Nachgiebigkeit gegen das Gewaltverfahren der Kaiser mit Ungläubigen und Häretikern. Bis dahin hatte man übereinstimmend an dem Grundsatz Christi und der Apostel festgehalten, dass Irrende zu belehren, aber nicht durch äussere Gewalt zu „bekehren“ seien. Als Konstantin anfing, moralischen Druck auszuüben und seine Nachfolger sogar zu Gewaltmitteln griffen gegen Heiden, Juden und diejenigen Christen, welche sie für Häretiker hielten, liessen sich leider auch die

meisten Bischöfe und Kirchenlehrer zur Billigung dieses unchristlichen Verfahrens verleiten. Der grosse *Augustin*, der früher die christliche Lehre von der Verwerflichkeit äusserer Gewalt in Sachen der Religion vertreten, wurde durch deren Erfolglosigkeit in dem afrikanischen Donatistenstreit, der freilich auch zu einem socialen Kampfe ausartete, bewogen, die weltliche Gewalt gegen die Donatisten aufzurufen. Edel und milde handelte er dagegen, da er eine eherne Statue des Herkules, welche die Christen zerschlagen, umgiessen und den Heiden zurückgeben liess. Fanatischer trat in einer ähnlichen Sache sein Lehrer *Ambrosius* auf. Als Theodosius der Grosse den Christen befahl, eine Synagoge, welche sie niedergebrannt, wieder aufzubauen, schrieb der Bischof von Mailand heftig an ihn, eine Stätte des Unglaubens dürfe nicht mit christlichem Gelde errichtet werden, wichtiger als die Rechtsfrage sei das Interesse der Religion. Die Dinge standen bereits so, dass der mächtige Kaiser sich genötigt sah, auf diese Erklärung des frühern Statthalters von Ligurien hin, seinen Befehl zurückzuziehen. Die Bischöfe wussten in solchen Augenblicken, bethört vom Umschwunge der Zeiten, auch nicht mehr, „wess Geistes Kinder sie waren“. Nicht bloss rohe Mönche und der Pöbel der grossen Städte sind es gewesen, welche die prachtvollsten Kunstwerke des Altertums, auch Bibliotheken mit ihren Litteraturschätzen vernichteten. Als eine der berühmtesten Kulturstätten, das Serapeion in Alexandrien 391 der Zerstörungswut der Christen anheimfiel, geschah dies nicht ohne Mitwissen des dortigen machtvollen Patriarchen Theophilus.

Wie tief aber noch antike Überlieferungen in den Gemütern wurzelten, sollte sich bald nachher (410) bei der Vernichtung Roms unter Alarich bewähren. Ergreifend sind die Klagen des hochasketischen, aber unbewusst noch von dem Erbe der Vorzeit zehrenden *Hieronymus* über den Fall der Weltstadt, nicht etwa als Sitz des obersten Bischofs, sondern als des Centrums der kultivierten Menschheit, „des Hauptes des Erdkreises“. „Die Stimme stockt, ruft er aus, und Seufzer unterbrechen meine Worte bei dem Diktieren. Genommen wird die Stadt, welche den ganzen Erdkreis nahm.“ „Wehe, der Erdkreis bricht zusammen. Die berühmte Stadt, das Haupt des römischen Reiches ward durch Einen Brand vernichtet.“ „Wer sollte es glauben, dass das auf Triumphe über den ganzen

Erdkreis gegründete Rom in Trümmer ging? Dass die Mutter der Völker ihnen auch zum Grabe wurde?“ So hätte auch ein alter Römer jammern können; nur die Erwähnung der Sünden und der zerstörten Kirchen verraten den Christen. Da griff der Afrikaner *Augustinus* anders zur Feder. Statt zu klagen über den Fall der Hauptstadt des Reiches, sucht er in seinem grossartig angelegten Werke De Civitate Dei zu beweisen, dass nicht das Verlassen des heidnischen Kultus, wie die Heiden den Christen vorwarfen, sondern die Lasterhaftigkeit des alten „Babylon“ dessen Untergang verschuldet habe. Seit dieser Katastrophe siechte das weströmische Reich immer mehr dahin, bis es 70 Jahre später den germanischen Stämmen ganz erlag. Noch lange erhielten sich in Rom Reste heidnischer Gebräuche, wie eine Verbeugung vor der Sonne bei dem Eintritt in die Kirche, welche Leo I. verbietet, und die Feier der Lupercalien, deren Ende des 5. Jahrhunderts Gelasius I. gedenkt; aber das alte „Babylon“ war die Stadt nun nicht mehr. Allmählich fing sie an, sich zum päpstlichen Rom zu entwickeln und in kirchlichem Sinne zum „Haupte des Erdkreises“ zu werden, wie 410 der klagende Hieronymus es noch nicht für möglich gehalten hätte.

Durch die grössere Gewaltthätigkeit der oströmischen Herrscher hatte die heidnische Kultur im Orient der christlichen rascher weichen müssen. Dafür ward aber auch eine freie Entwicklung letzterer weit stärker gehemmt. In den endlosen dogmatischen Streitigkeiten wurden die orientalischen Bischöfe mehr oder weniger gezwungen, dem Willen des jeweiligen Kaisers zu folgen. Schon Konstantin machte hiermit den Anfang, da er zehn Jahre nach dem nicänischen Konzil, welches sich für die Lehre des Athanasius ausgesprochen, auf der Synode von Tyrus die Bischöfe nötigte, Athanasius fallen zu lassen. Nicht ohne Grausamkeit verfuhr sein Sohn Konstantius, indem er ein Symbolum nach dem andern zu Gunsten seines halbarianischen Bekenntnisses von den Bischöfen unterschreiben liess, und die wenigen hervorragenden Männer, welche standhaft blieben, mit der Verbannung bestrafte. Die Verhandlungen der ökumenischen Konzilien liessen die Kaiser durch ihre Kommissare leiten, mitunter die Bischöfe durch Soldaten und Polizei bewachen, und den von ihnen bestätigten Exkommunikationen fügten sie Absetzung und Exil hinzu. Niemals ging es so gewaltthätig

zu, als 449 auf der sog. Räubersynode von Ephesus, welche Theodosius II. als ökumenisch berufen, und der Papst Leo I. durch drei Legaten beschickt hatte. Hier wurden viele Bischöfe durch körperliche Drohungen und Misshandlungen zur Anerkennung des Eutychianismus gezwungen, Widerstrebende, wie der Patriarch Flavian von Konstantinopel selbst festgenommen und misshandelt. Während damals die ganze Kirche ungefähr 6000 Bischöfe zählte, waren auf diesem „ökumenischen Konzil“ nur gegen 135 anwesend; zwei von diesen liessen, weil des Schreibens unkundig, andere für sich unterzeichnen. Einen erhebenden Eindruck macht es, dass bei diesen Zuständen im Orient, der sklavischen Gesinnung, wie dem Mangel an Bildung vieler Bischöfe, ein Mann wie Leo I., genährt noch mit altrömischer Kultur und frei von dem Druck des hinsiechenden weströmischen Kaisertums jener auch von ihm beschickten „ökumenischen“ Synode für ewige Zeiten den Namen „Räubersynode“ gab und dem Kaiser Theodosius ins Angesicht widerstand. Die Autorität des römischen Stuhles auch im Orient konnte dadurch nur gefördert werden. Um so mehr, als dort die Knechtschaft des Episkopates ihren Fortgang nahm. Erst nach dem Tode Theodosius II. schüttelte der Orient das ihm aufgezwungene Joch der Räubersynode auf dem Konzil von Chalcedon (451) unter wesentlicher Mitwirkung des Papstes ab. Kaum war aber der dies veranlassende Kaiser Leo I. gestorben, als Basiliskus durch 500 Bischöfe das Konzil von Chalcedon wieder verwerfen liess. Nach dessen Sturze folgten fast ausnahmslos die orientalischen Bischöfe dem Kaiser Zeno, der 482 durch eine vermittelnde Formel jenes Konzil in Vergessenheit zu bringen dachte. Wiederum fügten sich die Bischöfe willenlos dem Kaiser Justinian, als dieser auf dem fünften ökumenischen Konzil den Streit durch zweideutige Dekrete beizulegen versuchte. Der beschämende Gegensatz der orientalischen Bischöfe zu dem römischen fiel nur in dieser traurigen Zeit hinweg, weil (wohl bemerkt, nach der Einverleibung Italiens in das oströmische Reich) auch der Papst Vigilius wankelmütig und charakterlos in seinem Verhalten gegen das Kaiserpaar während dieser Wirren das Abendland in Mitleidenschaft zog, so dass ganze Provinzen ihm den Gehorsam kündigten und ihn als Ketzer verdammten. Wenn dann in dem Streite über die beiden Willen in Christus im 7. Jahrhundert die Kaiser Heraklius und Kon-

stanz II. Glaubensedikte erliessen, so gab es im Orient nur wenige, wie Sophronius und Maximus, welche Widerstand leisteten, selbst zum Martyrium bereit. Die Masse der Bischöfe, Geistlichen und Mönche verhielten sich der kaiserlichen Macht gegenüber passiv wie die ganze Herde des in seiner Stupidität den Kaiser fast anbetenden Volkes. Der Patriarch Pyrrhus spielte förmlich mit seinem Bekenntnis. In Rom widerrief er seinen Monotheletismus um des Papstes willen; nach seiner Abreise, schon in Ravenna bei dem byzantinischen Statthalter bekannte er sich wieder zu demselben. Und vergebens unterschrieb jetzt der Papst die Bannbulle gegen ihn mit einer in das „Blut Christi" d. h. den konsekrierten Messwein getauchten Feder. Als der Kaiser Konstantin Pogonatus 680 durch ein ökumenisches Konzil zu Konstantinopel in Verbindung mit dem Papst Agatho dem Streit durch Widerruf der frühern kaiserlichen Edikte ein Ende zu machen suchte, lag der ganze Orient ihm wieder willenlos zu Füssen, bis 711 der Usurpator Bardanes auf einer neuen Synode von Konstantinopel den Monotheletismus noch einmal zu kurzen Ehren brachte. Nach seinem Tode (713) musste alles wieder an die zwei Willen glauben und 715 sanktionierte ein drittes Konzil von Konstantinopel das ökumenische von 680. Das Schwert in der Hand machten die byzantinischen Kaiser in dieser schrecklichen Weise den Grundsatz wahr: Cujus regio, illius et religio. Wie demoralisierend ein solches Gewaltverfahren in Sachen der Religion wirken musste, wie stark die Grundlagen des Glaubens dadurch erschüttert wurden, vermag das Auge des Historikers nicht zu sehen. Das Innere der menschlichen Herzen bleibt ihm verborgen. Nur die Symptome unsichtbarer Vorgänge legen Schlüsse nahe. Und bald freilich sollten die Symptome schwerer innerer Erkrankung deutlich genug werden. Noch ehe die christologischen, drei Jahrhunderte beherrschenden Streitigkeiten zu Ende waren, überfiel die junge Macht des Islam das byzantinische Reich, und in der Zeit von 633—651 fielen ihm Syrien, Palästina, Ägypten in die Arme. Man hat sich oft gewundert, wie rasch und leicht sich diese einst blühenden Provinzen mit den ältesten christlichen Kirchen von den Moslemin erobern liessen. Ägyptische Gräber gaben in neuester Zeit Antwort auf diese berechtigte Frage. In ihnen aufgefundene Papyrusrollen belehren uns, dass man sich nach Erlösung von

dem unerträglichen byzantinischen Steuerdruck wie von der Glaubenstyrannei der Kaiser sehnte. Unter der Herrschaft des Islam war man der Toleranz sicher und hatte nicht immer neue dogmatische Edikte zu befürchten. Wie weit es aber in den höhern Kreisen gekommen war, entnimmt man aus der Thatsache, dass in dem 726 beginnenden Bilderstreit, der recht eigentlich ein Kulturkampf im tiefsten Sinne des Wortes war, ein Streit um den christlichen Glauben selbst nach byzantinischer Auffassung, man am Hofe sich nicht scheute, im trunkenen Zustande Kirchenkleider anzulegen und die kirchlichen Ceremonien zu verspotten.

Mit der Kultur war es allerdings in dieser Zeit sowohl im Orient wie im Occident übel bestellt. Als der Papst Agatho seine Legaten 680 zu dem ökumenischen Konzil nach Konstantinopel schickte, schrieb er dem Kaiser, er möge keine tiefe Wissenschaft von ihnen erwarten, weil seine Geistlichen durch ihre Händearbeit ihr Brot verdienen müssten und darum zu Studien keine Zeit besässen. Die orientalischen Bischöfe aber erklärten auf dem 7. ökumenischen Konzil (787) von sich selbst, im Verhältnis zu den Vätern mangle es ihnen an Einsicht und Vernunft, weil es mit der Welt zu Ende gehe. Allerdings konnte weder im Abend- noch im Morgenland sich irgend jemand mit den Vätern der kirchlichen Glanzperiode vergleichen. Statt den Geist mit den besten Erzeugnissen griechischer Philosophie zu befruchten, hatte man sich schon längere Zeit die niedern Elemente des Heidentums, selbst dessen Aberglauben angeeignet und in christliches Gewand gehüllt. Während der Jahrhunderte des Überganges beschränkte sich naturgemäss die Vermischung von Heidnischem und Christlichem nicht auf das äussere Zusammenleben, sondern heidnische Sitten und Formen drangen in die Kirche ein, umgestaltet, aber doch auch trübend und verwirrend. So ging es mit dem Recht, der Kunst, der gesamten Kultur. Die Gesetzbücher konnten nicht ohne christliche Veränderungen und Zusätze bleiben; aber vieles wurde doch beibehalten, was mit dem ursprünglichen christlichen Geiste nicht vereinbar war. Kunstrichtungen mussten fallen, aber manche heidnische Darstellungen schlichen sich schon in die Katakomben ein. Der heidnischen Rhetorik entnahm man Wortschatz und Methode. Gebräuche und Anschauungen des heidnischen Volkes übertrug man in Kirchen und Grab-

stätten. Heidnische Amulette verwandelten sich in christliche; Festtage und Bittgänge wurden durch kirchliche verdrängt. Götzen wurden zu Dämonen gestempelt oder durch Heilige und Engel ersetzt. Bekannt ist, wie *Gregor* der Grosse nicht etwa der Volksseele diesen Umwandlungsprozess überlässt, sondern seinen Missionaren für Britannien geradezu derartige Anweisungen giebt. Und Innocenz III. bezeugt (serm. 12 de sanct.) ausdrücklich, weil die Väter das heidnische Fest nicht hätten verdrängen können, welches mit Lichteranzünden sei gefeiert worden zur Erinnerung an das Aufsuchen der Proserpina durch Ceres, hätten sie angeordnet, das Fest Maria Reinigung durch Lichter zu feiern (Maria Lichtmess). Anderseits darf man nicht verkennen, dass, wo die Einschmuggelung heidnischer Ware unter christlicher Flagge gar zu sichtbar wurde, die Kirche ihre Verbote dagegen erliess. Die Synoden von Vannes (465) und Agde (506) verboten den Aberglauben, dem selbst ein Augustinus seinen Tribut entrichtet hatte, einen zuerst in die Augen fallenden Satz eines hl. Buches als Orakel zu betrachten. Arabische Synoden untersagten einen übertriebenen Mariendienst, der an den verrufenen Astartekultus erinnerte. Auch einzelne Väter eiferten gegen abergläubische, dem Heidentum entstammende Lehren. So (gleich den spanischen Synoden zu Toledo 447, zu Braga von 563) *Prokopius* von Gaza (in Gen. I, 14) gegen Astrologie, *Johannes* von Damaskus (De strygibus) gegen die Annahme von Hexen, die er geradezu häretisch nennt. Namentlich aber bürgerten sich viele Vorstellungen und Übungen heidnischen Totenkultus bei den Christen ein. Mit der Heilighaltung der Gräber verband man die heidnische Idee, dass hierdurch auch die Seelenruhe der Verstorbenen garantiert werde. Wenn dann wieder *Augustinus* (ad Dulcit. I, 2) meinte, die Beerdigung in der Nähe eines Martyrergrabes nütze dem Verstorbenen ebenso wie das kirchliche Gebet, so haben sich hierauf das ganze Mittelalter hindurch viele Einrichtungen, wie Pilgerfahrten, Kirchenstiftungen u. s. w. aufgebaut. Mitunter schlossen sich schon frühe solche Missbräuche an die mit Heiligen- und Reliquienverehrung verknüpften religiösen Übungen an, dass selbst so mönchisch gesinnte Männer wie *Hieronymus* diesen Äusserlichkeiten gegenüber an die wahre, innere Frömmigkeit zu erinnern für nötig hielten. Und in der That wurde schon damals die Volksfrömmigkeit, wie im Heidentum, durch überwuchernde

Sinnlichkeit von der Höhe christlichen Geistes zu Thorheit und Unwissenheit herabgezogen. Derselbe *Chrysostomus*, der Pilger erwähnt, die nach Arabien gingen, den Misthaufen zu küssen, auf dem Job gesessen, klagt (hom. VIII, 4), dass es Christen gebe, die nicht einmal etwas von der Existenz der Bibel wüssten.

J. LANGEN in Bonn.

(Schluss in der nächsten Nummer.)

---